

Auf der Suche nach Heimat

Oliver Dix

Geboren 1967 in Braunschweig, wurde ich schon als Schüler immer wieder an die Inhalte des Begriffes „Heimat“ herangeführt. Meine gesamten Vorfahren väterlicherseits stammen aus Nordböhmen im Sudetenland. Ich werde nie den Geruch von Sauerbraten mit Böhmisches Knödeln oder frischem Mohnkuchen vergessen, wenn ich die Wohnung meiner Großmutter betrat. Sie und mein Vater verbanden mit traditionellen Gerichten und Backwaren sowie mit heimatlichen Traditionen aus den verschiedensten Anlässen einen Teil ihrer Identität, ja ein Stückchen „Heimat“. Dies hat sich auch auf mich übertragen. Wenn ich auch nicht in der „Heimat“ meiner Vorfahren geboren wurde, so identifiziere ich mich doch mit dem, was meine Vorfahren über Jahrhunderte in Nordböhmen aufgebaut, erlebt und erlitten haben. Es ist auch ein Teil meiner persönlichen „Heimat“, aber immer eng verbunden mit den Orten und Erlebnissen meiner Jugend im niedersächsischen Braunschweig.

Zur monatlichen Lektüre meiner Großmutter gehörte auch der nordböhmische Heimatbrief für den Bezirk Tetschen-Bodenbach mit dem Titel „Trei ja Hejmt“ – mundartlich für „Treu der Heimat“. Immer wieder zeigte sie mir darin Bilder aus dem Geburts- und Wohnort bis 1945, ergänzte dies durch eigene Bilder und umfangreiche Erzählungen. Bei ihr (Jahrgang 1906) spielte die „Heimat“ im Sudetenland eine erheblich größere Rolle als bei meinem Vater (Jahrgang 1927), der nach der Vertreibung besonders stark mit dem eigenen Fortkommen beschäftigt sein musste. Von Salzgitter-Immendorf, wo die Familie nach der Vertreibung „landete“, fand meine Großmutter schnell Arbeit als Küchen- und Kantinenleiterin, mein Vater nahm nach einer Lehre zum Elektriker das Studium der Elektrotechnik an der benachbarten Ingenieurschule in Wolfenbüttel auf.

Ich selbst kam durch die Familiengeschichtsforschung zu den Vertriebenenverbänden. Im Alter von 16 Jahren begann meine Mitwirkung im Kreisverband Braunschweig des Bundes der Vertriebenen, nachdem ich vor allem von meiner Großmutter so viel von der „Heimat“ erfahren hatte, dass diese mich mehr und mehr interessierte.

Meine Großmutter gehörte in Salzgitter zu den Mitbegründern der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Natürlich freuten sich nun Vorstand und Mitglieder des Bundes der Vertriebenen in Braunschweig über so jungen „Nachwuchs“ wie mich, und ich lernte mit der Zeit auch andere Heimat- und Siedlungsgebiete der Deutschen im östlichen Europa kennen.

Nicht gerade zur Freude meines Vaters übernahm ich erste Funktionen in den Verbänden der Vertriebenen. Erst dadurch fühlte er sich animiert, ja irgendwie auch ein wenig verpflichtet, selbst dem Bund der Vertriebenen und der Sudetendeutschen Landsmannschaft beizutreten. Er hatte eine ganz andere Art der Heimatverbundenheit als seine Mutter. Es waren mehr die Gedanken als die Taten.

Ende der 1980er Jahre lernte ich den damaligen Präsidenten des Bundes der Vertriebenen, Dr. Herbert Czaja, kennen. Er erkannte sofort meine Neugierde für die Arbeit der Verbände und förderte mich. 1993 wurde ich stellvertretender Landesvorsitzender des Bundes der Vertriebenen in Niedersachsen und 1994 – im Alter von 26 Jahren – Mitglied des Präsidiums des Bundes der Vertriebenen, dem ich seitdem bis heute ununterbrochen angehöre. Heute bin ich zudem Landesvorsitzender des Bundes der Vertriebenen in Niedersachsen.

In einer breiten Öffentlichkeit, wurde die „Heimat“, wurde das Heimatbewusstsein lange belächelt und abgewertet, auch in meinem Freundeskreis. Heute aber ist das Heimatbewusstsein wieder tiefer geworden. Wohl alle Generationen fragen verstärkt nach Werten und Orientierung. Dafür bietet sich die „Heimat“ ganz besonders an. „Heimat“ und die Sehnsucht nach „Heimat“ sind ein subjektives Schlüsselmotiv für das Bestreben, die Wurzeln, das kulturelle Erbe erhalten zu wollen. Und dies ist ein starker Motor!

Ministerialrätin Sabine Deres, tätig beim Staatsminister für Kultur, brachte vor einiger Zeit in einem Grußwort zu einer Veranstaltung eindrucksvoll zum Ausdruck, aus welchen ausdrucksstarken, alle Menschen im Innersten ansprechenden Begriffen sich „Heimat“ zusammensetzt: Heimatgefühl, Heimweh, Heimatliebe, Heimatlosigkeit, Heimaterde, Heimatland, Sprachheimat, heimatverbunden, Heimatvertriebene. Man kann die Liste lange fortsetzen, und natürlich geht es auch um Heimattag, Heimatmuseum und Heimatsammlung.

Kurz: Das Thema „Heimat“ erlebt – anstatt unter einer Staubschicht verloren zu gehen – sogar einen kleinen Boom und behauptet sich.

„Heimat“ gehört zu den Werten unserer Nation und ist Bestandteil von Geschichte und Gegenwart. Sie ist also nicht nur gefühlsmäßige Bindung an das Gehöft oder das Haus der Herkunft, an die Gemeinde und an persönliche Erlebnisse, sondern sie ist auch die bewährte, die Vielfalt deutscher Kultur prägende Kraft des politischen, des wirtschaftlichen und religiösen Lebens in überschaubaren Bereichen. Wir sollten immer wieder neu darum ringen, das geistige und politische Erbe der „Heimat“ zu übernehmen und es sinnvoll zu nutzen.

Das Recht auf die Heimat, das die deutschen Heimatvertriebenen, aber auch Vertriebene in der ganzen Welt betrifft, ist keine deutsche Erfindung, sondern ein international festgeschriebenes Völkerrechtsprinzip. Neben der verbindlichen Festschreibung muss man aber auch die Realität sehen. Es gibt weltweit die Unterdrückung von Völkern und Volksgruppen, ja ihre Vertreibung. Wir sind deshalb bei der Erörterung des Begriffes „Heimat“ immer wieder gefordert, aufzuzeigen, dass Vertreibungen, also der gewaltsame Entzug der „Heimat“, niemals Mittel der Politik sein darf.

Zur „Heimat“ gehört für die deutschen Heimatvertriebenen, Flüchtlinge, Spätheimkehrer und Aussiedler auch der jährliche Tag der Heimat, der in unzähligen Städten begangen wird und von den „Einheimischen“ immer stärker beachtet wird.

Ja, man muss die Wahrheit über die „Heimat“ sagen, nur so kommen die Vertriebenen zu einem ehrlichen Miteinander mit den östlichen Nachbarn. Und man muss auch ehrlich sein, wenn es um die Aufnahme und Eingliederung in die „Heimat“ anderer in West- und Mitteleuropa geht, also in die Gebiete, in die die Vertriebenen nach 1945 kamen.

Ein Mitarbeiter des Deutschen Historischen Instituts in Warschau, Dr. Andreas Kossert, schreibt in seinem viel beachteten Buch „Kalte Heimat“: „Im Zusammenbruch von 1945 zerfielen die Deutschen in ‚zwei Schicksalsgemeinschaften‘ – in die der Einheimischen und die der Vertriebenen -, und diese beiden Lager traten zueinander in ‚Op-

ferkonkurrenz'. Dieser Konkurrenzkampf trug ‚deutliche Züge eines Nationalitätenkampfes und eines Klassegegensatzes'. Dass aus dem Osten vertriebene Deutsche im Westen als ‚Polacken' oder ‚dahergelaufenes Gesindel' beschimpft und gemieden wurden, zeigt, wie schnell jeder ein Fremder werden und von Diskriminierung bedroht sein kann. Die erlittenen Traumata während der Vertreibung, soziale Isolation und Deklassierung sowie das Ringen um eine Identität zwischen Hier und Dort machte das Heimischwerden in der fremden Umgebung oft geradezu unmöglich. Die Betroffenen schwiegen oder öffneten sich allenfalls spät und nur zögernd ihren nächsten Angehörigen."

Die Geschehnisse sitzen tief. Es fällt vielen Betroffenen noch immer sehr schwer, den oftmals verdrängten Anteil der eigenen Biographie zu akzeptieren. Viele haben die Thematisierung des eigenen Schicksals kollektiv abgewehrt. Manche posttraumatische Störung tritt erst nach einem langen Berufsleben, nach der Fürsorge für die Familie, wieder aus den Herzen und der Seele heraus, weil keine Zeit blieb, sich dieses Schicksals selbst anzunehmen. Heute kann man es so zusammenfassen: Die Vertriebenen und auch Kriegskinder haben eine Geschichte, sie sind Teil der Geschichte, und sie verkörpern Geschichte.

Geschichte durch „Heimat“ zu verkörpern, heißt nicht, sie als abgeschlossen zu erklären! Über Flucht und Vertreibung wird seit längerer Zeit intensiv in den Medien berichtet. Ich erinnere an die großen Sendereihen in ARD und ZDF, auch an viele Reiseberichte in den Dritten Programmen, ich erinnere an die Filme „Die Flucht“, „Die Gustloff“ oder „Wir in Ostpreußen“. Ich erinnere ebenso an die öffentlichen Diskussionen über die Stiftung „Zentrum gegen Vertreibungen“ und die Stiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“.

Beispielsweise zum deutsch-polnischen Dialog möchte ich festhalten: Wer diesen Dialog sucht, wird feststellen, dass dieser größtenteils sehr aufgeschlossen verläuft. Da ist nichts zu spüren von dem angeblich schlechten Verhältnis beider Völker zueinander, das oft in den Medien thematisiert wird. Da ist auch selten etwas zu registrieren von Verstimmungen in der Politik zwischen Deutschen und Polen, über die man immer wieder hört und liest.

Daraus ergibt sich, dass der Dialog zwischen den Menschen, die ihn führen, oftmals wesentlich entspannter ist als es die breite Öffentlichkeit wahrnimmt. Wir sollten den tatsächlichen Dialog fördern und nicht unbedingt immer denen zuhören, die statt mit dem anderen nur über ihn sprechen. Und man fragt sich auch gelegentlich, ob weite Teile der Politik dies noch nicht bemerkt haben. Der damalige Erzbischof von Opladen, Prof. Dr. Alfons Nossol, hat bei einer Tagung in Berlin gesagt, dass der Dialog die Muttersprache des Miteinanders sei.

Natürlich gibt es Hemmnisse im Dialog mit den östlichen Nachbarn, die man aber, wenn man guten Willens ist, überwinden kann. Da ist die oft unzureichende Kenntnis über den jeweils anderen. Man weiß zu wenig über dessen Geschichte, Kultur und Tradition, man spricht seine Sprache nicht und kennt seine Mentalität, seine Befindlichkeiten und Empfindlichkeiten gar nicht oder nicht ausreichend. Entscheidend ist und bleibt, dass jeder Dialog in Respekt vor dem anderen geführt wird. Respekt und auch Würde setzen ein Minimum an Kenntnis über den anderen voraus. Empathie muss auf beiden Seiten wachsen. Es gilt, die gegenseitigen Be- und Empfindlichkeiten zu respektieren.

Schauen wir in das Jahr 1965. Damals haben die deutschen und die polnischen Bischöfe, einmal abgesehen von den Begleitumständen, gesagt: „Wir vergeben und bitten um Vergebung.“ Dies haben die deutschen und die polnischen Bischöfe in einer gemeinsamen Erklärung aus Anlass des 70. Jahrestages des Beginns des Zweiten Weltkrieges wiederholt und fügten noch folgendes hinzu: „Die deutschen und die polnischen Bischöfe verurteilen gemeinsam das Verbrechen des Krieges; einig sind wir uns auch in der Verurteilung der Vertreibung.“

In der jungen Generation über die „Heimat“ auch der Vertriebenen zu sprechen, ist in meinem Bundesland Niedersachsen durch die Behandlung von Flucht und Vertreibung als verbindlicher Unterrichtsinhalt vorgegeben. Zudem plant das Land Niedersachsen, dass in Friedland ein „Museum Grenzdurchgangslager Friedland“ entsteht. Man will in dem künftigen Museum Lebenswege von Vertriebenen, Flüchtlingen, Spätheimkehrern, Aussiedlern und anderen, die nach Friedland gekommen sind, zusammen mit moderner Integrationsarbeit erfahrbar machen.

Man sieht, es gibt im Bereich der „Heimat“ noch viele Aufgaben, für jene, die ihre Heimat verlassen mussten, aber auch für die, die in ihr leben, wo auch immer sie sich befindet. „Heimat“ ist ein unverzichtbarer Wert.